



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

63. JAHRGANG – HEFT 1
JANUAR / FEBRUAR 2011

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JANUAR / FEBRUAR 2011

INHALT

Andreas Rössler: **Christlicher Humanismus
bei Philipp Melanchthon** 1

Gerd Theißen: **Musik und Schöpfungsglaube** 4

Wolfgang Pfüller: **Zum Gedenken an Robert Schumann** 12

Mitgliederversammlung 2010 des Bundes für Freies Christentum 22

Dorothee Gehrmann: **Neue IARF-Kommissionen** 22

Bücher 25 **Forum-Schriften** 27 **Termine** 28

Zum Nachdenken: Jürgen Linnewedel, Meditation und Übung
für gute und schwere Tage

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager

Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil

Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart

Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619

E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck

Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Dorothee Gehrmann

Balduinstraße 74, 60599 Frankfurt

Oberkirchenrat i.R. Dr. Jürgen Linnewedel

Wilh.-Raabe-Straße 27, 30826 Garbsen

Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller

Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach

Professor Dr. Gerd Theißen

Max-Josef-Straße 54/1,

69126 Heidelberg

Schriftleitung

Pfarrer Dr. Andreas Rössler

Oelschlägerstraße 20, 70619 Stuttgart

Telefon 0711 / 47 806 47

E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Christlicher Humanismus bei Philipp Melanchthon

Das freie Christentum sucht sich seine Gewährleute auch im Hauptstrom der Christentumsgeschichte, nicht nur bei den freisinnigen Eigendekern und Außenseitern sowie den angeblichen „Häretikern“ am Rand der Kirche. Zu den etablierten Gewährleuten gehört der Reformator Philipp Melanchthon (1497-1560), der engste Weggefährte und Freund Martin Luthers, in dessen Schatten Melanchthon zu Unrecht steht.

Freilich darf man diesen Prototyp eines christlichen Humanisten nicht für ein modernes, gar für ein freies Christentum vereinnahmen. Friedrich Wilhelm Graf pflichtet dem großen liberalen Theologen Ernst Troeltsch (1865-1923) bei, der beim Denken Melanchthons „im Kern trotz seiner humanistischen Form“ doch einen „ganz mittelalterlichen Charakter“ wahrnahm und der „mit der irreführenden Rückprojektion nachaufklärerischer Positionen auf die Reformatoren“ brach (Süddeutsche Zeitung vom 17. Mai 2010, S. 14). Auch Melanchthon hatte einen dunklen Punkt: sein nachträgliches Ja zum Feuertod des Antitrinitariers Michael Servet (1511-1553) in Genf. Da gibt es nichts zu entschuldigen, auch wenn Melanchthon hier nur zur überwältigenden „ökumenischen“ Mehrheit gehörte.

Doch finden sich bei dem gelehrten Humanisten und Reformator Melanchthon schon Ansätze eines freiheitlichen Christentums. Von ihm stammt der schöne Satz „Christentum heißt Freiheit“ (1521). Damit meint er: Christus hat uns von der Macht der Sünde und des Todes befreit und uns zu einem geheilten, versöhnten, Befreiung wirkenden Leben verholfen, mit dem zuversichtlichen Ausblick auf das ewige Leben.

Melanchthon wollte christliche Lehraussagen darauf abhören, was sie im Leben verändern: „Das heißt Christus zu erkennen: seine Wohltaten zu erkennen, nicht was diese lehren: seine Naturen, die Art und Weisen der Menschwerdung zu betrachten“ (1521). Der Glaube an Christus helfe zu einem gelingenden Leben: „Zwei Wohltaten verdankt die Welt Christus: das befriedete Gewissen und das seiner Leidenschaften Herr werdende Herz“ (1520).

Am 29. August 1518 hielt Melanchthon in der Universität Wittenberg seine Antrittsvorlesung „Über die Notwendigkeit, die Studien der Jugend grundlegend neu zu gestalten“. Darin plädiert er für eine Kenntnis der Geschichte, die voller Beispiele und Gegenbeispiele für das eigene Leben und die eigene Zeit ist,

sowie für die Kenntnis jener Sprachen, in denen die maßgebenden Texte verfasst sind, nicht zuletzt die Bibel: „Erst anhand der Originaltexte werden sich uns die Worte mit ihrem Glanz und ihrer eigentlichen Bedeutung erschließen, und gleichsam wie im strahlenden Licht der Mittagssonne wird sich uns der wahre und eigentliche Sinn des Buchstabens, nach dem wir auf der Suche waren, offenbaren. Sobald wir zum Verständnis des Buchstabens vorgedrungen sind, werden wir ein sicheres Beweismittel für die Dinge, um die es sich tatsächlich handelt, in die Hand bekommen.[...] Und wenn wir unseren forschenden Geist ganz auf die Quellen gerichtet haben, werden wir anfangen, Christus zu begreifen, sein Auftrag wird uns klar werden, und wir werden von jener beglückenden Süße göttlicher Weisheit ganz erfüllt werden.“

Am 23. Mai 1526 hielt Melanchthon in Nürnberg eine „Lobrede auf die neue Schule“. Wo die Wissenschaften nicht gepflegt und gefördert werden, herrsche Barbarei: „Weil ohne Recht und Gesetz und ohne Religion weder staatliche Gemeinschaft aufrechterhalten noch Vereinigungen von Menschen zusammengeführt und regiert werden können, wird das Menschengeschlecht nach Art wilder Tiere umherstreifen, wenn die Wissenschaften untergehen.“ Auch für die Religion sei die Wissenschaft unentbehrlich. Barbarei und echte Religion könnten nicht zusammengehen: „Die Religion und die heiligen Schriften können nicht überdauern, wenn ihr sie nicht mit Hilfe der Wissenschaften bewahrt.“ Das sind ungemein moderne Gedankengänge. Wir sehen uns heute von engherzigen und rückständigen Formen von Religion herausgefordert, in denen diese in den Aberglauben abgeleitet oder Unduldsamkeit und Terror schürt. Religion braucht das reinigende Bad von Vernunft und Wissenschaft.

Doch darf die Wissenschaft nicht zur Ersatzreligion werden, so als sei alles grundsätzlich erforschbar und als gebe es kein Daseinsgeheimnis. Melanchthon wusste um die Grenzen des Erkennbaren. Im Blick auf die gedanklichen Verästelungen der Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit etwa schrieb er: „Die Geheimnisse Gottes sollten wir lieber anbeten als sie zu erforschen“ (1521). Erst im zukünftigen Reich Gottes wird es die volle Erkenntnis geben.

Während im „christlichen“ Mittelalter die Philosophie, das möglichst unvoreingenommene Nachdenken über Mensch, Welt und Gott, die Magd der Theologie war, gewann sie im Humanismus wieder ein Eigengewicht. In einer 1536 gehaltenen „Rede über die Philosophie“ vertritt Melanchthon ein positives Verhältnis von Offenbarung und Vernunft. Kirche und Theologie bräuchten die Wissenschaften und speziell auch die Philosophie, um zu denkerischer Klarheit zu gelangen und geistigen Dilettantismus zu vermeiden: „Die Kirche benötigt die freie Bildung, und zwar nicht nur die Kenntnis der Grammatik, sondern auch

vieler anderer Wissenschaften und das Wissen der Philosophie. [...] Die Würde und Kraft jener Wissenschaften kann nicht besser begriffen werden, als wenn wir im Auge haben, wie sehr sie in der Kirche notwendig sind, mit welchen Dunkelheiten das Unwissen die Religion verschüttet, welche Verwüstung, welche grausame Zersplitterung der Kirchen, welche Barbarei und Verwirrung des ganzen Menschengeschlechtes es anrichtet.“

Ohne Wissenschaften und Philosophie besteht für die Theologie die Gefahr, sich in Fantastereien zu verfangen: „Es gibt in der Tat eine verworrene Lehre, in welcher die großen Dinge nicht geordnet entfaltet werden, wo dasjenige vermischt wird, was unterschieden werden müsste, dasjenige wiederum, was von Natur aus zu verbinden wäre, auseinandergerissen wird. Oft wird Widersprüchliches behauptet, nur Annäherndes hastig für Wahres und Eigentliches angenommen.“

Die philosophischen Methoden sind für alle Erkenntnisbereiche grundlegend, um die benutzten Begriffe zu klären und um die Behauptungen, die man aufstellt, zu begründen oder sie widerlegen zu lassen oder aber sie als Vermutungen zu kennzeichnen, die vielleicht später einmal geklärt werden können.

Melanchthon kennt drei *philosophische* Methoden und eine *theologische* Methode, um zu begründeter Erkenntnis zu gelangen. In seiner Schrift „Buch über die Seele“ von 1553 nennt er erstens die „allgemeine Erfahrung“, aus der heraus etwas behauptet wird oder an der unsere Behauptungen zu überprüfen sind. Hier sind außer den im täglichen Leben gewonnenen Einsichten die gesamten naturwissenschaftlichen Untersuchungen und die geschichtlichen Quellenforschungen unterzubringen. Zweitens nennt er die abstrakten „Prinzipien“, die uns angeboren sind, insbesondere die Logik mit ihrem Satz des Widerspruchs bzw. des ausgeschlossenen Dritten, drittens die Urteilsbildung auf Grund vernünftiger „Schlussfolgerungen“, die sich aus bestimmten Voraussetzungen ergeben. Der theologische Erkenntnisweg ist die „Offenbarung Gottes“. „Sie ist in den prophetischen und apostolischen Schriften überliefert. [...] Wir wollen es als eine nicht geringe Wohltat Gottes ansehen, dass er aus seiner verborgenen Wohnstatt hervorgetreten ist, sich uns offenbart und durch diese Offenbarung bezeugt hat, wie viel ihm am Menschen liegt.“ In der letzten Fassung seiner Glaubenslehre (1559) schreibt Melanchthon: „In der Philosophie wird nach dem gefragt, was gewiss ist, und von dem Ungewissen unterschieden. Die Grundlagen der Gewissheit sind allgemeine Erfahrung, Prinzipien und Beweise. So ist in der Kirchenlehre Grundlage der Gewissheit die Offenbarung Gottes.“

In dieser letzten Fassung seiner Glaubenslehre nähert sich Melanchthon übrigens der (1525 von Luther in aller Schärfe verworfenen) Position des Eras-

mus von Rotterdam, wonach der „freie Wille“ des Menschen zwar durch die Sünde erheblich geschwächt ist, er aber doch dazu aufgerufen werden kann, zu Gott umzukehren und zu seinem Gnadenangebot Ja zu sagen:

„Gott kommt uns zuvor, ruft, bewegt, hilft, aber wir müssen zusehen, dass wir nicht dem entgegenstehen. [...] Auch geschah die Umkehr in David nicht wie ein Stein in eine Feige verwandelt würde, sondern es wirkt irgendein freier Wille in David. Da er den Verweis und die Verheißung hörte, war er willig, sein Vergehen freimütig zu bekennen. [...] Deshalb entgegne ich denen, die ihre eigene Passivität entschuldigen, weil sie meinen, der freie Wille richte nichts aus: im Gegenteil, Gottes Gebot ist ewig und unbeweglich, dass du der Stimme des Evangeliums folgen, den Sohn Gottes hören und den Mittler erkennen sollst. [...] Du sagst: Ich kann nicht! Nicht doch, in gewissem Maße kannst du.“

Andreas Rössler

Gerd Theißen

Lob des Menschen - Sprache Gottes?

Musik und Schöpfungsglaube

Die folgenden meditativen Texte des Heidelberger Neutestamentlers Professor Dr. Gerd Theißen über Religion und Musik wurden für eine Musikmeditation am 2. Februar 2010 im Wohnstift Augustinum in Stuttgart-Sillenbuch geschrieben. Die Texte wurden durch zwei Stimmen vorgelesen – jeweils verteilt auf interpretierende Texte und Zitate. Dabei wurden die Texte jeweils mit einem Bild aus der Kunstgeschichte illustriert (z.B. Marc Chagalls König David mit Harfe am Anfang und am Ende). Auf jeden Text folgte ein Stück Musik. Die Musikmeditationen wurden jeweils in kleine Zyklen gruppiert. Diese Musikmeditation gehört zu einem Zyklus über Religion und Musik, Malerei und Dichtung.

Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ handelt von einem Komponisten, der zwei Seiten Deutschlands darstellt: auf der einen Seite ein Land mit wunderbarer Musik, auf der anderen Seite ein Land, das in die tiefste Barbarei stürzte. Der Komponist dieses Romans, Adrian Leverkühn, ist ein Symbol unserer Kultur. Er hat einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Zu ihm sagt der Teufel: „Eine hochtheologische Angelegenheit (ist) die Musik – wie die Sünde es ist, wie ich es bin.“

Musik ist nicht harmlos. In der Bibel erfindet ein Nachfahre des Brudermörders Kain die Musik (1. Mose 4,21). Von ihm stammen alle Zither-, Gitarre- und Flötenspieler ab. Sein Bruder ist der erste Schmied. Der stellte Pflüge und Waffen her. So ist es auch mit der Musik: Sie versetzt Menschen in den Himmel, aber mit ihr marschieren sie auch ins Verderben. Mit ihr verbreiten rechtsradikale Gruppen ihren Hass, mit ihr vertrieb aber auch David die Schwermut Sauls.

Das Besondere des Teufels in der Bibel ist, dass er sein will wie Gott. Menschen tun oft dann das Allerschlimmste, wenn sie meinen, das Allerbeste auf der Welt zu wollen. Sie verwechseln Gott mit etwas in der Welt. Darin liegt das Diabolische. Kann man Gott mit der Musik verwechseln? Sagt der Teufel deshalb: „Eine hochtheologische Angelegenheit (ist) die Musik – wie die Sünde es ist, wie ich es bin“?

Theologen waren sich nie einig, wie die Musik zu bewerten sei. Einige Katholiken wie Protestanten wollten sie im 16. Jahrhundert aus dem Gottesdienst verbannen. Diese Meinung hat sich zum Glück nicht durchgesetzt. Die Musik war stärker. In der modernen Welt wurde sie manchmal zu einer Art Kunstreligion: Menschen suchen in ihr im Grunde Gottes Gegenwart, d.h. die Vergewisserung dessen, was das Leben sinnvoll macht.

Für uns ist die Musik weder Teufel noch Gott. Sie ist etwas Menschliches. Der Harfenspieler David wurde aus einem einfachen Menschen zum König. Durch Musik werden wir alle vorübergehend zu Königen. Wir meinen: Eigentlich ist die Musik wie alles in der Schöpfung zum Lobe Gottes da. Auch Sünder wie David dürfen mit ihr Gott loben. Wir antworten mit ihr auf eine Schönheit, die wir nicht erfunden haben. Gott ist der Komponist des Universums. Mit solchen Gedanken beginnt in der Antike das Nachdenken über die Musik.

Juden und Griechen: Musik als Nachklang der Schöpfung Gottes

Die Schöpfung ist voll von Musik, das sagen die Bibel und griechische Philosophen in verschiedener Weise. Psalm 19 hört in der Natur einen Gesang ohne Worte: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern, ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme. Ihr Klang geht aus in alle Lande und ihr Reden bis an die Enden der Welt“ (Psalm 19,2-5a).

Unter den griechischen Philosophen entdeckten die Pythagoräer Zahl und Musik als Geheimnis der Wirklichkeit. Die ganze Welt ist von Symmetrien durchzogen. Wenn man genau hinhört, hört man die Harmonie der Sphären. Klemens von Alexandrien (um 150-220), ein griechisch gebildeter Theologe der

Alten Kirche, verband beide Gedanken, das Lob der Schöpfung in der Bibel und die Entdeckung der kosmischen Musik bei den Griechen. Er schrieb: „Gottes Schöpfermelodie ordnete das Universum so, wie es ihm entsprach. Er machte den Missklang der Elemente zu einer harmonischen Ordnung, damit der ganze Kosmos durch ihre Hilfe zum Einklang kommt.“⁴¹

Hier ist die Welt eine große Musik. Religiöse Menschen wollen diese Musik in ihrem Leben fortführen. Thema und Töne sind vorgegeben, aber was wir Menschen daraus machen, wie wir das Thema verarbeiten, welche Variationen wir spielen, das ist unsere Aufgabe.

Antike und im Mittelalter: Musik als Vorklang der Versöhnung

Für Klemens von Alexandrien war die Welt eine Musik und das Leben ein Fest. Aber ist die Welt wirklich eine schöne Musik? Nein, das ist sie nicht. Sie ist voll Dissonanzen, die niemand auflöst. Sie ist voll Tränen, die niemand trocknet. Sie ist voll Klagen, die keiner erhört. Gerade deshalb weckt Musik eine Ahnung von Versöhnung, dass die Dissonanzen einmal in einem harmonischen Akkord ausklingen. Musik ist dann wie ein Traum von Versöhnung und Erlösung. Menschen wollten sie schon in der Gegenwart erleben, wollten schon jetzt am Gottesdienst der Engel teilnehmen und in ihre Lieder einstimmen. Die Frommen in Qumran zu Jesu Zeiten sangen zusammen mit den Engeln im Himmel ihre Lieder vor Gottes Angesicht. Die Mönche im Mittelalter sangen in ihren Sequenzen das Halleluja und erlebten den Gesang auf der letzten Silbe „A“ als reine Musik und Sprache der Engel. Sie hofften, dass Gott alle Tränen trocknen wird, dass er alle Klagen hört und alle Dissonanzen auflöst. Musik war für sie Vorwegnahme von Gottes Schlussakkord.

Wer aber meint, die Sprache der Engel schon jetzt zu hören und zu sprechen, dem sagt der Apostel Paulus: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, hätte aber keine Liebe, so tönte ich wie dumpfes Erz oder schrilles Blech. Und wenn ich prophetische Eingebungen hätte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, hätte aber keine Liebe, so wäre ich nichts. Und wenn ich meinen ganzen Besitz verschenkte und ließe meinen Leib verbrennen, hätte aber keine Liebe, so nützte es nichts“ (1. Korinther 13,1-3). Was Paulus hier sagt, hat Hans Dieter Hüsch einfacher gesagt: „Erst kommt die Liebe, dann kommt der Choral; erst kommt die Liebe, dann kommt die Moral.“ Oder noch einfacher gesagt: Wer sich schon jetzt durch Musik in den Himmel entrückt fühlt, sollte seine Mitmenschen auf Erden nicht vergessen.

Augustinus: Musik zwischen weltlicher Sinneslust und geistiger Wahrheit

Musik ist beides: Nachklang der Schöpfung und Vorspiel der Versöhnung. Zwischen Schöpfung und Versöhnung aber ergreift sie den Menschen. Musik bringt ihn zum Tanzen, wie Miriam in der Bibel tanzt, als Israel gerettet war (2. Mose 15,20f). Musik gibt uns Menschen eine Ahnung davon, dass das Leben sich erneuern und gelingen kann.

Nichts dringt so sehr ins Innere wie die Musik. Oder ist die Macht des Wortes noch größer? Nach christlichem Glauben erneuert das Wort Gottes den Menschen. Manchmal trat dieses Wort in Konkurrenz zur Musik. Daher schwankten die Kirchen zwischen Hochschätzung und Abwertung der Musik.

Augustinus (354-430) kannte beides nebeneinander. Er schrieb im 9. Kapitel seiner Bekenntnisse über die Musik im Gottesdienst: „Wie sehr habe ich geweint bei den Hymnen und Gesängen. Wie sehr war ich in meinem Inneren bewegt, wenn deine Kirche wunderbar wiederhallte die Stimmen der Gläubigen. Klänge fluteten dann in meine Ohren. Wahrheit tropfte in mein Herz. Gefühle der Frömmigkeit ergriffen mich, die Tränen strömten. Wie wohl war mir dabei.“²

Gleichzeitig ging Augustinus auf Distanz zur Musik. Musik war für ihn eine sinnliche Lust, das Wort aber wendet sich an den Geist. Zwischen Geist und Sinnenfreude erlebte Augustinus eine Spannung. Er schrieb im 10. Kapitel seiner Bekenntnisse: „Auch heute noch, muss ich gestehen, ruhe ich gerne eine Weile im Wohllaut der Töne, wenn sie durch deine Worte (d.h. durch die Worte Gottes) beseelt werden und schöne Stimmen sie kunstreich singen. [...] Wenn sie zusammen mit den sie belebenden Worten in mich eindringen, fordern sie in meinem Herzen einen würdigen Platz, aber es fällt mir schwer, ihnen den richtigen Platz zuzuweisen. Denn mir will scheinen, dass ich ihnen manchmal mehr Ehre erweise, als es sich gehört [...]. Man darf den Geist nicht dem sinnlichen Vergnügen der Lust ausliefern, dieses Vergnügen will ihn betäuben und es betört mich noch zu oft.“³

Reformation: Erneuerung des Christentums – auch durch Musik

Die erneuernde Wirkung der Musik wurde in der Reformationszeit wieder entdeckt. Die Reformatoren trauten dem Wort Gottes die Kraft zur Erneuerung des Menschen zu. Manche waren gerade deshalb skeptisch gegenüber der Musik. Huldrych Zwingli lehnte sie im Gottesdienst ab. Sie lenke ab, wenn man sich auf das Wort konzentrieren will. Johannes Calvin akzeptierte den einstimmigen Kir-

chengesang. In ihm ordnet sich das Wort ganz der Musik unter. Vielstimmige Musik war für ihn zu viel sinnliches Vergnügen. Nur Martin Luther hat die Kirchenmusik in jeder Form bejaht. Er war überzeugt: Die Musik kann den Menschen zu einem besseren Menschen machen, Traurigkeit und Schwermut zu vertreiben und dem Lob Gottes zu dienen.

Luther schrieb über die moralische Wirkung der Musik: „Musika ist eine [...] Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht.“⁴⁴ Über die therapeutische Wirkung der Musik schrieb er: Es gibt nach der Theologie keine Kunst, „die mit der Musik könne verglichen werden [...], damit man viel Anfechtung und böse Gedanken vertreibt. Der (Musik) ist der Satan feind. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit [...]. Musika ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird.“⁴⁵

Vor allem hat die Musik für Luther eine liturgische Bedeutung: Sie dient dem Lob Gottes. Luther schrieb: Dem Menschen allein ist eine Stimme gegeben, mit der er Gott durch Wort und Melodie loben kann. Daher ist Frau Musik „eine vornehme, heilsame und froh machende Kreatur [...], in der der Schöpfer zu erkennen und zu loben sei.“⁴⁶

Durch Luther wurde der Protestantismus eine Religion mit Musik. Protestanten stellen sich seit Johann Sebastian Bach Gott mit einer Aura aus h-Moll Messe vor. Katholiken erkennen sich darin wieder; denn die Messe ist eine katholische Gattung.

Der Jude Marc Chagall stellte sich die Ewigkeit vor, als spiele David dort für immer seine Harfe. Alle Menschen können vielleicht zustimmen: Wenn wir Musik hören, sind wir zwar keine Engel, aber auch keine „armen Teufel“ mehr.

Empfindsamkeit und Romantik: Musik auf dem Weg zur modernen Kunstreligion

Musik und Religion rückten in modernen Zeiten noch enger zusammen als je zuvor. Vielen Gebildeten fiel es schwer, den Weg zu Gott im Rahmen der traditionellen Religion zu finden. Die Bibel mit ihrer gewaltigen Sprache wurde für sie ein Buch aus vergangenen Zeiten. Kunst und Musik aber sprechen unmittelbar in der Gegenwart an. Sie wecken tiefe Gefühle, vergleichbar den Gefühlen der Frommen in der Gegenwart Gottes. So wurden Musik und Kunst zu Wegen zu Gott. Wenn man nicht mit Worten ausdrücken kann, was sich in Musik und Kunst zeigt, so entspricht das dem Geheimnis Gottes: Gott entzieht sich allen Worten. Manche sagten: Er wird im Gefühl erkannt.

Für den Theologen Friedrich Schleiermacher (1768-1834) war Religion „Geschmack und Anschauung des Universums“, ein „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit“.

Der Komponist Johann Friedrich Reichardt (1752-1814) brachte ähnliche Gedanken Ende des 18. Jahrhunderts so zum Ausdruck:

„Wenn's wahr ist, dass der höchste Zweck all unseres Tuns dahingeht, unser Gefühl zu veredeln, so muss auch der Tonkunst höchster Zweck jene Veredlung, Erhöhung des Gefühls sein. Wie kann sie diesen Zweck vollkommener erreichen, als wenn sie all ihr Vermögen anwendet, die Größe, Majestät, Allgewalt Gottes und seine herrliche lebende Natur um uns herum seel(en)durchdringender zu malen und dann der staunenden Seele zuruft: Gott ist die Liebe.“⁶⁷

Moderne Ästhetik: Musik als einzige Sprache des Absoluten

Für Reichardt war der Gott, den er in der Musik erlebte, der Gott der Liebe. Er las im 1. Johannesbrief: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (4, 16b).

Heute ist vielen dieser Gott der Liebe abhanden gekommen, die Sehnsucht nach ihm ist geblieben. Gerade deshalb suchen viele in der Musik seine Spuren, die Spuren eines Absoluten, das jenseits von Worten und Begriffen zugänglich wird.

Der Philosoph Theodor W. Adorno (1903-1969) schrieb darüber: Die Sprache kann das Absolute nicht erfassen, aber die Musik trifft es, „unmittelbar, aber im gleichen Augenblick verdunkelt es sich, so wie überstarkes Licht das Auge blendet, welches das ganz Sichtbare nicht mehr zu sehen vermag“⁶⁸.

Hier ist das Absolute mit dem Bild der Sonne vorgestellt, in die niemand sehen kann. Durch Musik hören wir etwas von dem, was wir nicht sehen können. Musik gibt eine Ahnung der Versöhnung: Sie weckt eine Vision davon, dass auch der Mensch anders sein könnte.

Adorno schreibt dazu: „Vor Schuberts Musik stürzt die Träne aus dem Auge, ohne erst die Seele zu befragen: so unbildlich und real fällt sie in uns ein. Wir weinen, ohne zu wissen warum; weil wir so noch nicht sind, wie jene Musik es verspricht, und im unbenannten Glück, dass sie nur so zu sein braucht, dessen uns zu versichern, dass wir einmal so sein werden. Wir können sie nicht lesen; aber dem schwindenden, überfluteten Auge hält sie vor die Chiffren der endlichen Versöhnung.“⁶⁹ Musik ist hier zur Religion geworden. Sie vermittelt eine Ahnung möglicher Versöhnung.

Moderne Religionskritik: Harte Religionskritiker werden durch Musik weich

Wenn Musik zum Ersatz für Religion wird, liegt es nahe, den glaubenden Menschen zu empfehlen, Musik statt Gottesdiensten zu machen. Daher behauptet ein moderner Religionskritiker, Rudolf Carnap (1891-1970), der all unser Reden auf das beschränken wollte, was wir wissenschaftlich sagen können: „Metaphysiker sind Musiker ohne musikalische Fähigkeit.“

Darin hat Carnap recht: Metaphysik und Religion sagen über die Welt mehr, als jede Wissenschaft sagt. Jenseits dessen, was wir messen und exakt erkennen können, gibt es den Sinn des Lebens, das Geheimnis des Seins, über das wir staunen. Gott ist dieses Geheimnis des Seins. Agnostiker sagen, es sei unzugänglich für unsere Sinne und Gedanken, Atheisten behaupten, es sei reine Fantasie. Trotzdem wird der Religion von Kritikern wie Carnap zugestanden: In uns gibt es eine emotionale Reaktion auf diese Welt, Bewunderung und Dankbarkeit, Traurigkeit und Grauen. Angemessen wäre es, so meinen diese Kritiker, diese Gefühle durch Musik zum Ausdruck zu bringen, Freude durch hell strömendes Dur, Traurigkeit durch Moll. Wenn religiöse Menschen Musiker ohne musikalische Fähigkeit sind, so deshalb, weil sie nicht mit Moll und Dur auf die Welt reagieren, sondern mit religiösen Fantasien, religiösen Gefühlen und Gedanken.

Aber wenn nun die Welt selbst eine große Musik wäre? Der moderne Komponist Karlheinz Stockhausen (1928-2007) sagt genauso wie Klemens von Alexandrien: Gott ist der „größte aller Komponisten, der das ganze Universum komponiert hat“.

Wenn nun alle Musik ein Echo seiner Musik ist, sind dann Atheisten Musiker ohne Sinn für die Musik der Schöpfung? Werden durch Musik harte Religionskritiker weich? Wenn Religion eine Art Musik ist, kann man dann die Religion total verwerfen?

Moderne Theologie: Harte Theologen werden durch Musik weich

Musik macht nicht nur harte Religionskritiker weich, sondern auch allzu harte Theologen liberal. Der berühmte Theologe Karl Barth (1886-1968) war theologisch konservativ, politisch aber sehr kritisch und wurde durch beides ein Erneuerer von Theologie und Kirche. Er wollte in der Theologie nichts gelten lassen, was nicht auf Bibel und Offenbarung beruht. Alles andere lehnte er als „natürliche“ und „liberale Theologie“ ab. Dass Menschen eine Ahnung von Gott haben, weil die Schöpfung auf Gott weist, war ein Gedanke, der ihm in jungen

Jahren fremd war. Aber im Laufe seines Lebens dachte er milder über diese Frage.

Im Alter sah Barth überall ein Licht in der Schöpfung. Ja, er sah in ihr viele Lichter, die Gott in ihr aufgesteckt hat. Er berief sich für seine Altersmilde auf Mozarts Musik. Deshalb rechnete er Mozart unter die Theologen:

„Warum kann man dafür halten, dass [Mozart] in die Theologie gehört? [...] Man kann dafür halten, weil er von der guten Schöpfung etwas gewusst hat, etwas, das weder die Kirchenväter samt unseren Reformatoren wussten, weder die Orthodoxen noch die Liberalen, weder die von der natürlichen Theologie, noch die mit dem ‚Wort Gottes‘ gewaltig Bewaffneten. Erst recht haben es die Existenzialisten nicht gewusst. Jedenfalls haben sie es nicht zur Aussprache und Geltung gebracht. Mozart aber hatte, obwohl die Welt mit ihrem Leiden und Schrecken Gott widerspricht, den Frieden Gottes, der höher ist als alle lobende, tadelnde, kritische oder spekulative Vernunft. Das Theodizeeproblem, das Problem des Leidens in der Welt und des Widerspruchs zwischen diesem Leiden und Gott, lag kampflos hinter ihm. Warum sich darüber ärgern? Er hatte eben das gehört und lässt es den, der Ohren hat zu hören, bis auf diesen Tag eben das hören, was wir am Ende der Tage einmal sehen werden: die Schickung im Zusammenhang [...]. Mozart ahnte das ewige Licht, das die Schöpfung hell macht. Er sah dieses Licht so wenig wie wir alle, aber er hörte die ganze von diesem Licht umgebene Geschöpfwelt [...]. Und indem er die Geschöpfwelt ganz ohne Ressentiment und unparteiisch hörte, brachte er eigentlich nicht seine Musik, sondern ihre eigene Musik hervor, ihr doppeltes, aber doch übereinstimmendes Gotteslob [...]. Er war selbst nur Ohr für jenes Klingen und sein Vermittler für andere Ohren.“¹⁰

Der Theologe Karl Barth gehört eher zu den harten Theologen. Er brauchte in seiner Zeit seine harte Theologie für den Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Aber er liebte Mozart. Hier spürte er etwas von der Güte Gottes auch jenseits von Bibel und Kanzel. Im hohen Alter hat er sich mit seiner Frau nach langen Jahren einer problematischen Beziehung wieder versöhnt. Zusammen mit ihr hat er jeden Tag ein Stück Mozart gehört, um jeden Tag seines Lebens mit einem Bekenntnis zu Gott und zum Leben zu feiern.

Ist die Musik vielleicht etwas Diabolisches? Sie ist in den Händen von Engeln gewiss besser aufgehoben. Aber wir werden durch sie keine Engel. Jedoch gibt sie uns das Bewusstsein, keine „armen Teufel“ zu sein.

Wenn man Mozart hört, bekommt man das Gefühl: Unser Leben ist unendlich viel wert – so viel wert wie das Leben von Königen, so viel Wert wie das des Königs David.

Anmerkungen

- 1 Clemens von Alexandrien, Protr. 1, 1-3.
- 2 Augustinus, conf. 9,6,14 – paraphrasiert.
- 3 Ders., conf. 10,13,49f – paraphrasiert.
- 4 Martin Luther, Brief an Ludwig Senfl, 1539, zit. nach Andrew Wilson-Dickson, Geistliche Musik. Ihre großen Traditionen. Vom Psalmengesang zum Gospel, Gießen 1994, S. 60.
- 5 Ebd.
- 6 Ders., Praefatio zu den Symphoniae iucundae (1538), WA 50, S. 373; nach Oskar Söhngen, Theologie der Musik, Kassel 1967, S. 84f.
- 7 TRE Bd. 23, Berlin und New York 1994, Art. Musik und Religion IV. Von der Renaissance bis zur Gegenwart, Gustav A. Krieg, S. (457-495) 467.
- 8 Theodor W. Adorno, Fragment über Musik und Sprache, in: ders., Musikalische Schriften I-III, Schriften 16, Frankfurt 1978, S. (251-258) 254.
- 9 Ders., Schubert, Musikalische Schriften IV, Schriften 17, Frankfurt 1982, S. (18-33) 33.
- 10 Karl Barth, Kirchliche Dogmatik, Band III/3, S. 337f.

Wolfgang Pfüller

Szenen aus dem Leben eines romantischen Tondichters

Zum Gedenken an Robert Schumann (1810-1856)

Eine erste Fassung dieses Essays hat Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller am 25. September 2010 an der Evangelischen Akademie Arnoldsbain vorgetragen. Die dortige Tagung war zugleich die Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum. (Dazu: Freies Christentum 6/2010, S. 154-159.)

„Szenen“ – so hat Robert Schumann einige seiner Kompositionen überschrieben; seien es die bekannten *Kinderszenen* oder auch die *Waldszenen* für Klavier, seien es die weniger bekannten *Ballszenen* für Klavier zu vier Händen oder schließlich die *Szenen aus Goethes Faust* für Soli, Chor und Orchester. Der Ausdruck *Szenen*

bezeichnet treffend die innige Verbindung zwischen Dichtung und Musik, die für Schumann besonders charakteristisch ist. Diese innige Verbindung wird auch in den folgenden „Szenen aus dem Leben eines romantischen Tondichters“ immer wieder aufscheinen. Mit ihnen soll der Mensch und Musiker Robert Schumann in seiner herausragenden Bedeutung gewürdigt werden.

Extreme Tempi - extreme Lebensweise

Nach dem Willen der Mutter - der von Schumann sehr geschätzte Vater war bereits 1826 verstorben - soll Schumann Jurist werden. Demgemäß beginnt er 1828 ein Jurastudium in Leipzig, das ihn freilich kaum interessiert. Umso mehr interessiert ihn demgegenüber der Unterricht bei dem geachteten Klavierpädagogen Friedrich Wieck. Dieser verhilft ihm schließlich dazu - eine Ironie der Geschichte in Anbetracht der späteren erbitterten Auseinandersetzungen zwischen beiden -, die Mutter davon zu überzeugen, dass ihr Sohn zum Musiker, genauer zum Pianisten bestimmt sei. Pianist also will Schumann werden, nimmt aber auch bald Kompositionsunterricht. Die Pianistenlaufbahn endet, ehe sie richtig beginnen kann: Eine Versteifung des rechten Mittelfingers setzt dem ungestümen Drang des jungen Mannes ein Ende.

Schumanns frühe Kompositionen gelten ausschließlich dem Klavier. Klaviervirtuose wollte er werden, vergleichbar dem von ihm bewunderten Violinvirtuosen Paganini. Dementsprechend ist die frühe Klaviermusik zumeist sehr virtuos - aber doch zugleich auch hoch poetisch. Das verraten nicht nur Titel wie *Papillons*, *Carnaval*, *Kreisleriana*; das verraten auch Tempobezeichnungen wie „äußerst bewegt, noch schneller, sehr langsam und innig“. Hierin zeigt sich Schumanns dichterische Veranlagung, aber zugleich eine gewisse Überspanntheit und vor allem Ungeduld. War es die Ungeduld des jungen Mannes, der sich durchaus mit den hervorragenden musikalischen Leistungen der Klassik messen wollte und sich seiner großen Begabung sehr wohl bewusst war? War es vielleicht ebenso die Ungeduld dessen, der irgendwie ahnte, dass er nicht viel Zeit haben würde? „Dass es eine oder die letzte Musik sein könnte, an der er jeweils komponiert, macht sie zum, gewiss je vorläufigen, Testament. ‚Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! / Und einen Herbst zu reifem Gesange mir‘ - nicht zufällig hat Schumann Hölderlins Leiden teilnehmend verfolgt“ (Gülke, S. 11).

Womöglich ist ja diese Ahnung sogar untergründig mitbestimmend für die überschwängliche, extreme Lebensweise des jungen Schumann. Nicht nur die Verbindung von Literatur und Musik fasziniert ihn, sondern auch die Verbindung von Champagner und Musik. „Einerseits wird viel geübt, musiziert, gelesen und

poetisiert; andererseits gibt es Geselligkeiten über Geselligkeiten - mit Tanz, Punsch und Liebeleien. Unter dem 8. Februar 1830 heißt es im Tagebuch: „Dies ist die liederlichste Woche meines Lebens [...]“ (Geck, S. 47). Wahrscheinlich hat sich Schumann in dieser „liederlichen Zeit“ nicht zuletzt mit der Syphilis infiziert, einer Krankheit, auf deren Spätfolgen vielfach seine schwere Krankheit am Ende seines Lebens zurückgeführt wurde.

Wie dem auch sei: Normalmaß war jedenfalls für den jungen Schumann kein ihm gemäßes Maß. Seine Ziele waren hoch gesteckt, wobei die Selbstzweifel sogleich bei der Hand waren. Bezeichnend dafür eine Tagebucheintragung vom 7. Oktober 1833: „Du bist zu wenig, um gesucht zu werden und zu stolz, um zu suchen. Freilich in einer Gesellschaft, wo ich nicht der Erste seyn kann, bin ich lieber nichts, als der Zweite oder Dritte“ (zit. bei Geck, S. 50).

Zwei Seelen: Florestan und Eusebius

Jean Pauls Roman *Flegeljahre* bezeichnete der junge Schumann als seine „Bibel“. Vult und Walt, die Protagonisten dieses Romans, sind ganz offenkundig die Vorbilder für Schumanns Kunstfiguren Florestan und Eusebius. „Vult als Musiker, Walt als Dichter und das Paar bei aller Unterschiedlichkeit als Einheit - diese Konstellation [...] hat Schumann als werdenden Künstler fraglos auf das Höchste fasziniert“ (Geck, S. 35). Er bedient sich dieser Figuren als fingierter Autoren von Rezensionen, stellt sie musikalisch in frühen Klavierstücken dar, spielt aber auch im privaten Umgang mit ihnen. Sicher hat er sich in diesen Figuren auch versteckt, sicher hat er mit ihnen das nicht leicht erträgliche Leben poetisiert, romantisiert, und ebenso sicher hat er mittels ihrer die beiden Seelen in seinem Inneren zum Ausdruck bringen wollen. „Florestan den Wilden, / Eusebius den Mildern, / Thränen und Flammen, / Nimm sie zusammen / In mir beide, / Den Schmerz und die Freude“ (zit. bei Gülke, S. 19).

Freilich knüpft Schumann mit der Figur des Florestan ganz bewusst an die klassische Tradition, genauer bei Beethoven an, den er geradezu als „Jean Paul der Musik“ bezeichnet und bewundert. Dementsprechend ist der unerschrockene Freiheitskämpfer aus „Fidelio“ gewissermaßen das Vorbild für den von Schumann angeführten Kampf des Davidsbundes gegen die Philister. Neben Eusebius, Meister Raro (Friedrich Wieck) und Zilia (Clara Wieck) gehört er sozusagen zu den Gründungsmitgliedern dieses Bundes. Und als Vorkämpfer dieses Bundes kämpft Schumann wie seinerzeit David gegen Goliath gleichsam mit der Steinschleuder. Das bedeutet in der Musik „zunächst einmal kleine Besetzung, nämlich Klavier, und kleine Form, nämlich Tanz- und Variationssatz“ (Geck, S.

81). Und das bedeutet in der Literatur die Gründung der *Neuen Zeitschrift für Musik* im Jahr 1834. Wie Schumann den Kampf hier zu führen gedenkt, bringt er in der Vorrede zum zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift wie folgt zum Ausdruck: „In der kurzen Zeit unseres Wirkens haben wir manche Erfahrungen gemacht. Unsere Gesinnung war vorweg festgestellt. Sie ist einfach, und diese: die alte Zeit und ihre Werke anzuerkennen, darauf aufmerksam zu machen, wie nur an so reinem Quelle neue Kunstschönheiten gekräftigt werden können - sodann, die letzte Vergangenheit als eine unkünstlerische zu bekämpfen, für die nur das Hochgesteigerte des Mechanischen einigen Ersatz gewährt habe - endlich eine junge, dichterische [sic!] Zukunft vorzubereiten, beschleunigen zu helfen“ (zit. bei Geck, S. 59).

Der junge Schumann kämpft also nicht nur mit seinen Kompositionen, sondern auch als *Musikschriststeller* gegen Oberflächlichkeit, bloßes Virtuosenentum, poesielose Musik. Sein literarisches Talent wie auch seine umfassende Bildung hat er wohl nicht zuletzt seinem Vater zu verdanken, der damals nicht nur als Buchhändler, sondern auch als Buchautor geschätzt wurde. Schumanns literarische Texte zeugen mithin sowohl von seinem diesbezüglichen Talent wie von seiner hervorragenden Bildung. Dementsprechend waren Schumanns Musikkritiken nie als trockene, sezierende Rezensionen intendiert, sondern wollten sich dem Kunstwerk bzw. der künstlerischen Persönlichkeit insofern als angemessen erweisen, als sie selbst Poesie sein wollten. Aus „dieser Überzeugung heraus entstanden verschiedene literarische Formen der Musikkritik in der ‚Neuen Zeitschrift‘, oft im Stil Jean Pauls: fiktive Briefe, narrative und novellistische Interpretationen, Satiren und Aphorismen“ (Meier, S. 54).

Auch hier werden übrigens die beiden Seelen Schumanns erkennbar. Der im persönlichen Umgang oft einsilbige, teilnahmslos wirkende, verschlossene Künstler konnte nicht nur zuweilen, wenn er fabulierte, überschäumende Fantasie entwickeln, um dann gleichsam wieder in Lethargie zu versinken; er konnte sich vor allem in einer Fülle schriftlicher Äußerungen mitteilen. „Im Laufe seines Lebens wird sich der Komponist in einer Fülle [...] biografischer Darstellungen, in Notizen, Tagebüchern, ‚Haushaltsbüchern‘ und Korrespondenzbüchern - von seinen zahlreichen Briefen ganz zu schweigen -, gleichsam selbst konstituieren oder gar konstruieren“ (Geck, S. 22). Folglich kann man wohl sagen, dass Schumann als Musiker zugleich Dichter und als Schriftsteller zugleich Musiker war. Vielleicht trifft ja das Wort *Tondichter* deshalb seine künstlerische Existenz am genauesten. Und vielleicht gehören ja deshalb viele seiner Lieder zu den Gipfelpunkten seines kompositorischen Schaffens; Werke, in denen sich Dichtung und Musik zu einer kongenialen Einheit verbinden.

Szenen einer romantischen Künstlerehe

Schumanns Größe als Künstler beruht nicht zuletzt auf der Größe seiner Frau. Dass Schumann die Ehe mit der gefeierten und bewunderten Klaviervirtuosin gegen den erbitterten Widerstand ihres Vaters in einem mit aller Härte geführten Kampf vor Gericht erstreiten musste, ist bekannt. Dass der als starrköpfig und unversöhnlich erscheinende Wieck mit seiner zum Teil zweifellos boshaften Kritik am künftigen Schwiegersohn seinerseits nicht völlig fehl ging, sollte indes ebenfalls nicht übersehen werden.

Die Ehe der beiden Künstler, so großartig sie sich ergänzten, stand jedenfalls von Anfang an unter erheblichen Spannungen.

Einerseits brauchte Robert seine „Chiara“ als Künstler wie als Mensch und hätte sie geradezu erfinden müssen, wenn es sie nicht gegeben hätte. In dem Sinne schreibt er: „Du bist mein Trost, zu Dir sehe ich auf wie zu einer Maria, bei Dir will ich mir wieder Muth und Stärke hohlen“ (zit. bei Gülke, S. 81).

Andererseits ist Clara als gefeierte Konzertpianistin viel zu sehr selbstständige und selbstbewusste Künstlerin, als dass sie sich etwa auf die Rolle der Komponistengattin, Hausfrau und Mutter hätte festlegen lassen. Eben das aber möchte Robert offensichtlich zumindest zu Anfang ihrer Ehe allzu gern. Anders lassen sich jedenfalls die zumindest für uns Heutige befremdlichen Sätze seines folgenden Briefes kaum verstehen.

„Eben las ich in Deinem Brief ‚bleibe ich ein Jahr in Dresden, so bin ich als Künstlerin vergeßen‘ - Klärchen, das ist doch nicht Dein Ernst - und würdest Du auch als Künstlerin vergeßen, wirst Du denn nicht als Weib geliebt? [...] Das erste Jahr unserer Ehe *sollst* Du die Künstlerin vergeßen, *sollst* nichts als Dir u. Deinem Haus und Deinem Mann leben, und warte Du nur, wie ich Dir die Künstlerin vergeßen machen will - nein das *Weib* steht doch höher als die Künstlerin, und erreiche ich nur das, daß Du gar nichts mehr mit der Oeffentlichkeit zu thun hättest, so wäre mein innigster Wunsch erreicht“ (zit. bei Gülke, S. 81).

Dass mit solchem Ansinnen Roberts einerseits sowie mit Claras seit früher Kindheit entwickeltem Drang, sich als Pianistin zu beweisen, zu konzertieren, auf Reisen zu gehen andererseits die Spannungen in dieser Künstlerehe programmiert waren, ist unübersehbar.

Wie selbstverständlich ebenso unübersehbar ist, dass diese Partnerschaft in künstlerischer Hinsicht überaus fruchtbar war.

So führte Clara nicht nur viele Werke ihres Mannes immer wieder auf, machte sie bekannt und verhalf ihm damit als Komponist zur Bedeutung. Sie war ihm auch unersetzlicher Beistand in seinen schöpferischen Krisen oder z.B. in den

rapide wachsenden Schwierigkeiten, die er bald als Musikdirektor in Düsseldorf hatte. Freilich, Robert erschloss seiner Frau (u.a. an den Vorleseabenden) nicht nur literarische Welten; er regte sie auch immer wieder an, selbst zu komponieren. Darin aber war er ihr überlegen, und außerdem konnte sie dies zu Hause erledigen und störte ihn nicht wie mit ihren Klavierübungen beim Komponieren.

Sobald sie jedoch auf Konzertreisen ging bzw. zu gehen beabsichtigte, war das für ihn nur schwer erträglich. blieb er nämlich zu Hause, war seine Kreativität wie gelähmt. Ging er mit auf Reisen, stand er im Schatten der gefeierten und überdies gut verdienenden Konzertpianistin, die ihn für ihre Erfolge nicht zu brauchen schien. Wie hatte er doch geschrieben? In „einer Gesellschaft, wo ich nicht der Erste seyn kann, bin ich lieber nichts, als der Zweite oder Dritte.“ Dann verschloss er sich in sich selbst, was etwa Anlass zu einer Frage wie dieser an ihn sein konnte: Ob er denn als der Gemahl der gefeierten Künstlerin auch Musiker sei bzw. etwas von Musik verstünde.

Nein, domestizieren lässt sich Clara nicht; auch nicht dadurch, dass sie sieben Kinder zur Welt zu bringen hat. Sie pflegt geradezu ihre Souveränität als Künstlerin und erweist sich als resolute, eigenwillige Frau (vgl. dazu Kühns Buch!).

Zu welchen knisternden Spannungen das führte, ja führen musste, will ich nochmals mit einigen Sätzen aus dem vorzüglichen Schumann-Roman Peter Härtlings belegen.

„Laß mich noch ein bißchen mit den Noten allein, bittet er. Er verkriecht sich in den großen Sessel [...]. Als er zu Bett geht, schläft Clara schon. Am andern Tag besteht sie ihre erste Probe als Hausfrau und Gastgeberin. [...] Sie tischt das ‚erste Gericht‘ auf. ‚Vortrefflich schmeckt es‘, notiert Schumann im Tagebuch, als müsse er ihr eine Note geben. [...] So könnte es sich fortsetzen, damit die Einträge im Tagebuch die schöne Geschichte weitererzählen - keine Trübungen, keine Störungen. Aber die vielgereiste Virtuosa wird von der Liebe gefangengehalten. [...] Die kleinste Anekdote aus dem Konzertsaal beschert ihr Fernweh. [...]

Er jammert und schimpft über die armseligen Einkünfte [...], und sie fragt ihn vorsichtig, ob sie nicht doch wieder auf Reisen gehen solle, sie habe, er wisse es, Angebote. Ja, das wisse er, ich weiß es, Clara, doch ich könnte dich nicht immer begleiten, und daheim wäre ich so besorgt, daß ich nicht zum Schreiben, zum Komponieren käme. Nein, das geht nicht, das ist unmöglich. [...]

Je betriebsamer sie wird, umso schwermütiger reagiert er. Nichts gelingt ihm mehr. [...]

Sie laden zum ersten Hauskonzert ein: ‚Soirée bei Madame Schumann.‘ Er hält sich zurück, während Clara im Mittelpunkt steht, bewundert wird [...]. Seine Eifersucht nach solchen Abenden wird ihm mehr und mehr zu schaffen

machen. Die kleinste Freundlichkeit Claras wächst sich in seiner gereizten Phantasie zur Affäre aus“ (Härtling, S. 268-270).

Nicht vergessen werden darf dabei, was sich bereits andeutete. Die zunehmenden Depressionen Roberts sowie seine mehr und mehr zu Tage tretende schwere Krankheit entfremden Clara den geliebten Mann zusehends (vgl. Kühn, S. 373-381).

„Nicht nur, weil ihre Zusammengehörigkeit gegen immer größere Hindernisse immer neu hergestellt werden musste, kommt man kaum an der Vermutung vorbei, dass die beiden im Verlauf der Ehe sich ‚innerlich verlorengegangen zu sein scheinen‘ - und doch immer, mitunter verzweifelt, bemüht waren, es zu verhindern und zu bemänteln“ (Gülke, S. 79f).

Trotz aller zunehmenden Spannungen und Schwierigkeiten, die schließlich in die Katastrophe mündeten - Schumanns Suizidversuch sowie seine anschließende Einlieferung in die psychiatrische Anstalt Eendenich bei Bonn - , bleibt die Ehe der beiden bedeutenden Künstler Clara und Robert Schumann, aufgrund inniger Liebe beider zueinander hart erkämpft, ein großartiges Beispiel einer überaus fruchtbaren, schöpferischen menschlichen und künstlerischen Beziehung im 19. Jahrhundert und darüber hinaus.

Schaffensrausch und Schaffenskrise

Die beiden Seelen in Schumann zeigen sich nicht zuletzt in seiner künstlerischen Kreativität. Manische wechseln mit depressiven Phasen. So muss er gleichsam „die Konvulsionen schöpferischer Arbeit, jähe Erleuchtungen, hochverdichtete produktive Phasen, pathologisch-manische Steigerungen der Kreativität regelmäßig mit depressiven Rückfällen“ bezahlen. (Gülke, S. 50).

Hinzu kommt der umfassende Anspruch, den Schumann an sich und sein Werk gestellt hat.

„Vom Liede bis zur Oper, vom Impromptu bis zur Sinfonie - er hat sich in allem versucht. Das ist das Kriterium eines Genies‘ - dies konnte Schumann im Jahre 1849 in einer der wenigen uneingeschränkt begeisterten Würdigungen seines Schaffens lesen. Tatsächlich hat er [...] alles gewollt - in Bezug auf musikalische Gattungen, im Zugleich von Komposition und Musikschriftstellerei, von kreativ-selbstbezogener Befangenheit und selbstvergessener Bewunderung der Musik anderer, beim Festhalten an praktischer Ausübung und im Beieinander von riskanter Künstlerexistenz und bürgerlich-solider Familiarität“ (Gülke, S. 26).

Dass ihn dieser weit gespannte Anspruch zuweilen bis zum Zerreißen spannte, ist alles andere als verwunderlich. Das wiederum korrespondiert mit seinem

(ererbten?) Hang zur Schwermut, die ihrerseits zu seiner schweren Psychose beiträgt und ihn in den Wahnsinn treibt.

Freilich, was Schumann zuzeiten schöpferisch zuwege gebracht hat, ist geradezu atemberaubend. Ich führe hier nur zwei Beispiele an: das „Liederjahr“ 1840 sowie das Jahr 1850, in dem Schumann (mit 40 Jahren!) seine erste öffentliche Stelle als Musikdirektor in Düsseldorf antreten konnte.

Beide Jahre waren also Jahre des Sieges. Zum einen war da der Sieg über Wieck und die gerichtlich erstrittene Eheschließung mit Clara; zum anderen die endlich errungene, vermeintlich sichere und gut dotierte berufliche Stellung als Musikdirektor in Düsseldorf.

Zum einen: Im „Liederjahr“ hat Schumann wie im Rausch weit über 100 Lieder komponiert, darunter mehrere große Liederzyklen.

„Man täte Schumann keinen Gefallen, wollte man seine bis 1840 entstandenen Klavierwerke perfekt nennen. [...] Doch dann kommt das ‚Liederjahr‘ mit den großen Zyklen unter anderem auf Dichtungen von Kerner, Eichendorff, Heine, Chamisso und Rückert. Und da möchte man, wenn schon nicht von Perfektion, so doch von einem Gelingen sprechen, das einem den Atem raubt. Es geht um die Umarmung von Dichtung und Musik und damit um die Erfüllung eines romantischen Traums“ (Geck, S. 135).

Hier kann sich mithin Schumanns Doppelbegabung aufs Schönste verwirklichen; hier ist er ganz er selbst, der romantische Tondichter.

Und zum anderen: Fast ein Drittel seiner Kompositionen entsteht in den letzten nicht viel mehr als drei Jahren in Düsseldorf.

„Schumann komponierte ununterbrochen, nahezu jeden Monat entstand ein neues Werk, darunter das Cellokonzert in nur zwei Wochen. Die ‚Rheinische Sinfonie‘ hatte er schon nach einem Monat, am 9. Dezember 1850, beendet“ (Meier, 140f). Wohlgemerkt: Erst im September 1850 waren Schumanns von Dresden nach Düsseldorf gezogen!

Sicher, diese außerordentliche Produktivität legt die Vermutung nahe, dass Schumann mehr als nur ahnte, dass ihm nicht mehr viel Zeit für seine schöpferische Tätigkeit blieb.

Die Krankheit verschlimmerte sich denn auch zusehends. Schon 1852 kam es nach schwerer Erkrankung zu Konflikten um seine Tätigkeit als Musikdirektor, die ihn sichtlich überforderte, und nur noch die energischen Interventionen Clara hielten Robert, wenngleich mit Mühe, im Amt.

Aber auch diese Vermutung trifft nur die eine Seite der schöpferischen Persönlichkeit Robert Schumanns. Seine schwer beherrschbare, rauschhafte, ja schließlich krankhafte Emotionalität empfand er nämlich durchaus nicht nur als

Belastung, vielmehr auch als Begnadung. Man kann in dieser Hinsicht sehr wohl von einer Kunstgläubigkeit Schumanns sprechen, die beispielsweise „Liszt und Wagner geradezu gottlos aussehen lässt: gottlos in dem Sinne, dass sie den kompositorischen Prozess nach ihrem Willen und für ihre Zwecke, also rational zu steuern wünschen, während in Schumanns Denken die Vorstellung fortlebt, dass die Inspiration dem Komponisten die Feder führe - und damit etwas Göttliches“ (Geck, S. 262).

Damit kommen wir zur Religiosität Schumanns. Seiner Herkunft aus Zwickau und der damaligen Tradition entsprechend war er selbstverständlich evangelisch getauft und konfirmiert und hatte sich kirchlich trauen lassen. Gleichwohl war er in keiner Weise kirchlich engagiert - meines Wissens ging man bei Schumanns nicht einmal zu Weihnachten in die Kirche.

Hingegen darf man Schumann sehr wohl als zutiefst religiösen Menschen bezeichnen. Denn die Sehnsucht und Suche nach Erlösung von schuldhafter Verstrickung und Todesverfallenheit, das Finden von Ruhe und Frieden im Unendlichen lassen sich in vielen seiner Werke entdecken.

Ich weise hier nur auf die weltlichen Oratorien *Das Paradies und die Peri* sowie *Der Rose Pilgerfahrt* hin; ebenso auf einige seiner Lieder, vorzüglich die *Mondnacht* aus dem Liederkreis op. 39 nach Gedichten von Eichendorff, der nicht von ungefähr neben Heine zu Schumanns bevorzugten Dichtern gehörte.

Zu ausgesprochen geistlicher Musik - wenn man einmal diese Unterscheidung machen darf - hat sich Schumann erst spät verstanden.

Anfang 1851 schreibt er dazu: „Der geistlichen Musik die Kraft zuzuwenden, bleibt ja wohl das höchste Ziel des Künstlers. Aber in der Jugend wurzeln wir alle ja noch so fest in der Erde mit ihren Freuden und Leiden; mit dem höheren Alter streben wohl auch die Zweige höher. Und so hoffe ich, wird auch diese Zeit meinem Streben nicht zu fern mehr sein“ (zit. bei Gülke, S. 208).

Bereits im Jahr darauf, also 1852, komponiert Schumann eine *Messe* und ein *Requiem*. Das ist nun durchaus kirchliche Musik in lateinischer, katholischer Tradition - ganz anders als etwa *Ein deutsches Requiem* von Johannes Brahms.

Und das liegt nun sicher nicht nur daran, dass Schumann aus dem protestantischen Sachsen ins katholische Rheinland gezogen ist. Vielmehr liegt womöglich die katholische Frömmigkeit seinem romantischen Gefühl näher als die nüchterne protestantische Frömmigkeit.

Wie dem indes auch sei: Auf jeden Fall zeigen sowohl *Messe* wie *Requiem* durch ihre eingefügten Mariengesänge zusätzliche katholisierende Tendenzen - wie ja auch in der *Rheinischen Sinfonie* ein zusätzlicher, fünfter Satz erscheint, dessen Hintergrund eine Weihezeremonie im Kölner Dom bilden soll.

Gewiss wirkt es angesichts der Persönlichkeit sowie des kompositorischen Schaffens Schumanns eher merkwürdig, wenn er in dem eben zitierten Brief die geistliche Musik als „das höchste Ziel des Künstlers“ deklariert. Denn es will so gar nicht zu Schumanns sonstigen künstlerischen Äußerungen passen. Und seine beiden erwähnten geistlichen Werke lassen denn auch vergleichsweise wenig von seiner Originalität erkennen, da sie vielmehr in die überkommenen Strukturen eingepasst zu sein scheinen.

Dies nun wiederum allein mit seiner erlahmenden Schaffenskraft sowie seiner überhand nehmenden Krankheit zu erklären, scheint mir allzu einfach. Es wird jedenfalls der überaus reichen, komplexen Persönlichkeit sowie der künstlerischen Größe Schumanns nicht gerecht.

Freilich wird man seine künstlerische Bedeutung viel eher an seinen Liedern, seiner Klavier- und Kammermusik, seinem Klavierkonzert und seinen Sinfonien ermessen als an seiner *Messe* und an seinem *Requiem*.

Seine Bedeutung und seine bis heute ungebrochene Faszination als künstlerische Persönlichkeit aber wurzeln wohl vor allem in den fruchtbaren wie zuweilen gleichermaßen furchtbaren Spannungen seiner Existenz.

Er war Florestan und Eusebius, von drängendem Ungestüm und tiefer Depression getrieben, Komponist und Schriftsteller, ganz dem prallen Leben zugewandt und zutiefst religiös, biederer Ehemann sowie Familienvater und exaltierter Künstler, von Lebensfreude erfüllt und von tiefem Leid gezeichnet.

Dass ihn diese Spannungen schließlich zerrissen haben, macht die Tragik des Menschen und Künstlers Robert Schumann aus. Auf denselben Spannungen aber beruht, wie gesagt, zugleich seine bleibende, überragende Bedeutung.

Literatur

Martin Geck: Robert Schumann. Mensch und Musiker der Romantik, München 2010.

Peter Gülke: Robert Schumann. Glück und Elend der Romantik, Wien 2010.

Peter Härtling: Schumanns Schatten. Variationen über mehrere Personen. Roman, München 1998, dtv 52003 (zuerst Köln 1996).

Dieter Kühn: Clara Schumann, Klavier. Ein Lebensbuch, Frankfurt am Main 1998, Fischer Taschenbuch 21999 (zuerst Frankfurt am Main 1996).

Barbara Meier: Robert Schumann, rororo Monographie, Reinbek bei Hamburg 2010.

Jahrestagung 2010

Mitgliederverammlung

Die Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum am 26. September fand im Rahmen der Jahrestagung 2010 statt, in der Evangelischen Akademie Hofgeismar (ein Bericht von der Jahrestagung findet sich in Freies Christentum 6/2010, S. 154-159). Aus der Mitgliederversammlung (zu der in Freies Christentum 4/2010, S. 112, eingeladen worden war) werden im Folgenden einige Schwerpunkte vorgestellt.

(1) Mitgliedschaft.

137 Einzelmitglieder (2009: 136), zu denen 142 korporative Mitglieder der Tempelgesellschaft kommen. 271 Personen (wie 2009) haben die Zeitschrift „Freies Christentum“ abonniert (darunter die 137 Mitglieder. Dazu kommen Sammelbestellungen bei der Tempelgesellschaft und der Bremer St. Remberti Gemeinde.)

(2) Veröffentlichungen.

Der Band mit den Beiträgen der Jahrestagung 2009 ist inzwischen erschienen: Hg. Werner Zager, Mensch und Mythos. Im Gespräch mit Rudolf Bultmann, Neukirchener Verlagsgesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2010.

Ein Forum-Heft Nr. 50 ist noch 2010 erschienen: Hg. Werner Zager, „Zugänge zur Wahrheitsfrage“, mit Beiträgen von Wolfgang Pfüller, Andreas Rössler, Bernd Schmidt, Werner Zager.

(3) Jahrestagungen.

Die Jahrestagung 2011 wird vom 7. bis 9. Oktober 2011 in der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg stattfinden. Studienleiter Pfarrer Christian

Lehnert und Professor Dr. Werner Zager werden die Tagung gemeinsam leiten. Zum Thema „Glaubwürdig von Gott reden. Im Gespräch mit Paul Tillich. Eine Tagung zu seinem 125. Geburtstag“ werden referieren: Dr. Werner Zager, Dr. Andreas Rössler, Professor Dr. Bernd Hildebrandt, Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller, Pfarrerin Martina Gnadt, Pfarrer Dr. Martin Schuck. Den Gottesdienst wird Christian Lehnert halten.

Die darauf folgende Jahrestagung soll am 21. bis 23. September 2012 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar stattfinden, mit dem Thema „Universale Offenbarung“ Vorgeschlagen wurde, sich dabei auch mit den diesbezüglichen Konzeptionen früherer Vertreter eines freien Christentums wie Friedrich Heiler, Ulrich Mann, Hansjörg Jungheinrich und Hans-Hinrich Jansen zu beschäftigen.

Für die Jahrestagung 2013 wird der Arbeitstitel „Tod und Ewigkeit“ vorgeschlagen.

(4) Kollekte bei der Jahrestagung.

Die Gottesdienst-Kollekte am 26. September für das von der Unitarischen Kirche in Rumänien betriebene Alten- und Pflegeheim in Klausenburg ergab 370 Euro.

Andreas Rössler

IARF

Neue IARF-Kommissionen

Auf Initiative von Rev. Dr. Richard Boeke (USA/UK) trafen sich im Vorfeld des 33. Kongresses der IARF (International Association for Religious Freedom, Weltbund für religiöse Freiheit) im September 2010 in Kochi/Indien

(dazu die Berichte in Freies Christentum 6/2010, S. 159-162) zwei Kommissionen. Es sollte versucht werden, an die Tätigkeit der IARF-Studienkommissionen anzuknüpfen, die es sich in der Vergangenheit zur Aufgabe gemacht hatten, zwischen den dreijährlich stattfindenden Kongressen die jeweilige inhaltliche und thematische Vorarbeit zu leisten.

Die 20 Teilnehmer für das Treffen kamen aus Amerika, Europa, Indien und Japan. Boeke hatte die Themenstellung so umschrieben: „Zwei Aspekte religiösen Lebens sind Fokus für unsere Kommissionen in 2010: (1) Der Weg nach innen, um zu entdecken, wer wir sind. (2) Der Weg nach außen, um uns in der Welt zu engagieren.“

Entsprechend ging es in Kommission 1 um das Selbstverständnis und die Ziele der IARF. Kommission 2 befasste sich mit der Standortbestimmung und Überlegungen zu künftiger Programmgestaltung der IARF. Die schriftlich eingereichten Beiträge bildeten Grundlage und Ausgangspunkt für die Diskussionen und Beratungen der dreitägigen Veranstaltung. Hier nur einige Stichworte:

Das philosophische Problem der Freiheit, insbesondere der religiösen Freiheit, wurde in mehreren Essays von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Rev. Peter Richardson (USA) stellte die Fähigkeit zur Praxis religiöser Freiheit (nach Robert Kegan „Bewusstseinsstufen“) als einen geduldigen Wachstums- bzw. Erkenntnisprozess dar.

Rev. Norio Sakai (Japan) betonte den Wert einer „grass roots“ - Gemeinschaft und befürwortete eine Stärkung der Basis, gleichberechtigt und frei, innerhalb der IARF-Mitgliedschaft. Austauschprojekte

zwischen den Gruppen sollen das globale Netzwerk stärken.

Dr. Homi Dhalla (Indien), prominenter Historiker und seit 2002 dem Council (Vorstand) der IARF angehörend, betonte die wichtige Funktion der Schulungsprogramme für Menschenrechte in Indien und Südostasien, die von der IARF in den letzten Jahren organisiert worden waren, und plädierte für deren Weiterführung.

Dr. John Taylor (Genf), früher Direktor beim Ökumenischen Rat der Kirchen, seit 2001 Repräsentant der IARF bei den Vereinten Nationen, nannte als Priorität die Stärkung der professionellen internationalen Mitarbeiter in der IARF und warb gleichzeitig für Kooperation und Koalitionen angesichts der heutigen Vielzahl interreligiöser Organisationen.

Nicht zuletzt bleibt der Vortrag von Pater Dr. Albert Nambiaparambil (Indien) über die Grenzen der religiösen Sprache im Gedächtnis. Mit Hinweis auf den Philosophen Ludwig Wittgenstein erinnerte er daran, dass es zu unterscheiden gilt zwischen Wissenssprache und Glaubenssprache. Die Sensibilisierung für die Glaubenssprache der anderen und deren Respektierung ist wesentliche Vorbedingung für jeden interreligiösen Dialog. Jenseits aller Worte aber, so der römisch-katholische Theologe aus seiner langjährigen Praxis, sind es vor allem persönliche Begegnungen, direkter Erfahrungsaustausch und Gemeinschaftserlebnisse, die das Einüben eines Miteinander für die multi-religiösen Lebensumstände unserer heutigen Welt ermöglichen. Erfreulicherweise gab es hierzu ausgiebige und vielseitige Gelegenheit beim anschließenden 33.

IARF-Kongress mit über 600 Teilnehmern aus allen Teilen der Welt.

Dorothee Gebermann

Ziele und Programme der IARF, Kochi/Indien 2010

Die Kommissionen 1 und 2 verfassten gemeinsam das nachstehende Dokument der Empfehlungen, das bei der nächsten Sitzung des internationalen Vorstandes (Council) auf der Tagesordnung steht (Übersetzung: Dorothee Gebermann).

Die folgenden Empfehlungen wurden von zwei Kommissionen, die vom Vorstand (Council) der IARF autorisiert sind und vom World Congress of Faiths (WCF, Weltbund der Religionen) unterstützt werden, ausgesprochen.

Die Kommissionen traten vom 1. bis 3. September 2010 in Kochi, Kerala vor dem vom 4. bis 7. September abgehaltenen 33. Weltkongress der IARF, zusammen.

Ziele

Die IARF wird aufgefordert, folgenden Zielen dienen:

Eine weltweite Basisgemeinschaft (grass-roots community) liberal religiöser Menschen und Gruppen zu sein.

Für religiöse Freiheit zu arbeiten.

Für gegenseitiges Verständnis und Anerkennung unserer religiösen Vielfalt zu werben.

Die Religion als eine befreiende, kraftspendende Macht zu bestätigen.

Die Freiheit als eine individuelle und soziale spirituelle Disziplin zu erforschen.

Für die Stärkung der Rechte der Unterdrückten einzutreten.

Programme

(1) Basis: Dort, wo wir Zugangspunkte haben können, mehr Basisaktivitäten unterstützen. Wir schätzen regionale Unterschiede und Modelle, die dort funktionieren, wie in Indien. Wir sind der Meinung, dass nicht alle Modelle übertragen werden können. Wir möchten internationale Anliegen auch durch den Aufbau der Verständigung in regionalen und nationalen Gruppen fördern.

(2) Jugend: Die Förderung des Engagements der Jugend durch internationalen Austausch sowie deren Engagement in der weiteren Arbeit der IARF (z.B. das Modell in Indien).

(3) Kontaktaufnahme: Kontakte aufnehmen zu anderen, einschließlich glaubensübergreifenden Organisationen, die an unserer Arbeit und an unserer Gemeinschaft interessiert sein könnten (z.B. die Vereinten Nationen).

(4) Kommunikation: Die Verbesserung effektiver Kommunikation sowohl zwischen den Mitgliedergruppen (Chapters) als auch zwischen den Regionen innerhalb der IARF-Gemeinschaft:

(a) Die Suche nach einem ernannten oder angestellten Geschäftsführer (eventuell auch mit Unterstützung), um die Arbeit der IARF zu erleichtern.

(b) Der Einsatz elektronischer Technologien, die für alle Mitgliedsgruppen zugänglich sind.

(5) Verbindungen:

(a) Möglichkeiten für Gruppen der IARF zu schaffen, andere Mitgliedsgruppen der IARF zu besuchen.

(b) Ein System aufzubauen, das es den einzelnen Mitgliedern der IARF-Gruppen während ihrer persönlichen Rei-

sen erleichtert, mit anderen IARF-Gruppen zu kommunizieren.

6. Studienkommissionen: Die Ernennung oder Autorisierung von vier Kommissionen für die Jahre 2010 bis 2014.

(a) IARF-Mission - eine Gemeinschaft liberal religiöser Menschen für glaubensübergreifende Freundschaft und Freiheit im Glauben und in den Glaubenslehren.

(b) IARF-Kommunikation - effektive Vernetzung von Mitgliedsgruppen, Regionen und Freunden.

(c) IARF - Glauben und Glaubensauffassungen - die Suche nach der Einheit und dem Heiligen im Westen und im Osten.

(d) IARF-Zeugnis - soziale Gerechtigkeit, soziale Dienste und Friedensstiftung.

Alle Kommissionen sollen dem Konzil der IARF jährlich Bericht erstatten.

7. Die Arbeit der Sozialdienste: Es wird erwogen, die Netzwerke der Sozialarbeit mit der Möglichkeit der direkten Hilfe wie auch finanzieller Unterstützung wieder einzuführen.

Die Kommissionen der IARF im Jahr 2010:

Vorsitzende: Takahiro Miwa, Dr. Homi Dhalla.

Vizevorsitzende: Dorothee Gehrman, Richard Gilbert.

Schriftführer: Peter Richardson, Charanjit Ajit Singh.

Weitere Mitglieder: Dr. John Taylor, Richard Kellaway, Dr. Albert Nambiaparamabil, V. Rengapashyam, Mohammed Shabeer Ahmed, Steve Dick, Ajit Singh, Norio Sakai, G.K. "Kim" Beach, Paul Johnson, Prof. Dr. Gene Reeves, Yayoi Reeves, Marion Tranjek.

Korrespondent – Dr. Richard Boeke.
E-Mail: r.boeke@virgin.net

Bücher

Hubertus Mynarek: Die neuen Atheisten. Ihre Thesen auf dem Prüfstand. Verlag Die Blaue Eule, Essen 2010 (ISBN 978-3-89924-302-4), 348 Seiten, kartoniert. 38 Euro.

Professor Hubertus Mynarek ist als professioneller Religionsphilosoph, Religionswissenschaftler, Religionspsychologie und auch ausgewiesener Kenner der Naturwissenschaften bestens darauf vorbereitet, sich mit dem Gedankengut der „neuen Atheisten“ zu beschäftigen, die sich gerne auf die Naturwissenschaften berufen, etwa die Evolutionsbiologie, die Gehirnwissenschaft und die Astrophysik.

Er konzentriert sich in seinem faszinierend zu lesenden, immer verständlich geschriebenen Buch auf den Briten Richard Dawkins (über die Hälfte des Buches setzt sich mit ihm auseinander), die US-Amerikaner Daniel C. Dennett, Sam Harris und Christopher Hitchens sowie den Franzosen Michel Onfray. Deren religionskritische Hauptwerke, die Mynarek analysiert, sind alle auch in deutscher Übersetzung erschienen.

Spannend ist dieses höchst aktuelle Buch in verschiedener Hinsicht. So werden die religionskritischen Auffassungen der fünf „neuen Atheisten“ in ihrer Unterschiedlichkeit und auch in ihren inneren Widersprüchen herausgearbeitet.

Teilweise beziehen sie sich aufeinander, insbesondere Dennet auf Dawkins. Mynareks eingehend an den Texten begründeter Vorwurf besteht etwa darin, dass diese Religionskritiker sich weit-

gehend auf rückständige und ethisch fragwürdige Formen der Religion beziehen, wo sie dann leichtes Spiel haben, etwa in ihrer These, Religion führe zu Gewalt und sie sei abergläubisch und mit den Wissenschaften nicht zu vereinbaren. Die rational differenzierten, aufgeklärten, humanen Formen von Religion bleiben bei ihnen außen vor. Sie würden die atheistische Argumentation auch erheblich erschweren. Sodann schwanken die genannten Atheisten zum Teil hin und her zwischen Atheismus (Nein zum Gottesglauben) und Agnostizismus (Offenhalten der Frage nach Gott), insbesondere Dawkins, der die Existenz Gottes für ganz unwahrscheinlich, aber doch nicht für unmöglich hält. Dawkins begeht dann auch noch den Fehler, den Physiker Albert Einstein als Atheisten zu bezeichnen, wogegen dieser, wie Mynarek ausführlich belegt, einerseits methodisch-wissenschaftlich natürlich Agnostiker ist, andererseits religiös einen Pantheismus vertritt.

Die vorgestellten Religionskritiker (insbesondere Dawkins) neigen dazu, die Wissenschaft zum Religionsersatz zu erheben, was dann eine neue, wenn auch fragwürdige Form von „Religion“ mit sich bringt. Teilweise verstehen sie unter „Religion“ nur einen Monotheismus, und diesen dann noch in einer überholten supranaturalen Spielart (wonach Gott von Zeit zu Zeit in seine Schöpfung eingreift), und lassen dann, worüber Mynarek sich besonders wundert, den Pantheismus als eine religiöse Möglichkeit ganz beiseite.

Dawkins gegenüber stellt Mynarek die Evolutionstheorie (nicht überhaupt, aber) in neodarwinistischer Gestalt als das alles Naturgeschehen und die Entstehung von

Leben und Mensch abdeckende Erklärungsmodell in Frage (S. 105ff) und plädiert dafür, für das Verständnis von Leben und Mensch vor allem auch die Informatik heranzuziehen (S. 127-134): „Information, Programm, Mitteilung, Anweisung sind geistigen Ursprungs, sind geistige Funktionen. Genau diese Funktionen aber übt der in der DNA festgelegte Intellekt jeder lebenden Art aus. An seinem geistigen Ursprung kann man daher kaum zweifeln“ (S. 132).

Im Einzelnen zeigen die behandelten Atheisten deutliche Akzentunterschiede. Während Harris eine humanistische Ethik vertritt und in allem Geschehen Geist am Werk sieht, ja sogar eine Unsterblichkeit des immateriellen Bewusstseins annimmt, ist der Atheismus bei Onfray von einer rein hedonistischen, utilitaristischen, also keiner irgendwie verbindlichen Ethik bestimmt und insofern nihilistisch geprägt.

Nicht weniger von Gewicht als alle diese Analysen, zu denen Exkurse in die gegenwärtige naturwissenschaftliche Forschung und naturphilosophische Erwägungen hinzukommen, ist die eigene religiöse Grundposition Mynareks, die im Gegenüber zu den Vertretern eines modernen Atheismus profiliert wird.

„Religion“ umschreibt Mynarek in gewohnter Weise so: „Sie ist der umfassende, ganzheitliche, grenzüberschreitende (transzendierende) Vitalimpuls des Menschen, der sich auf eine erfahrene, erlebte oder auch nur gedachte und gemeinte oder sogar gerade als solche negierte letzte Grundwirklichkeit richtet“ (S. 168).

Diese „letzte Grundwirklichkeit“ ergibt sich für Mynarek zwingend. „Wir kommen nämlich nicht daran herum, ein

wie immer geartetes ‚Ur-Etwas‘ als anfangslos Vorhandenes anzunehmen, aus dem alles Weitere entstanden ist. Gäbe es dieses Urseiende nicht, dann gäbe es bis heute nichts, denn aus nicht [muss heißen: nichts. A.R.] entsteht nichts. Die strikte Logik sagt uns also, dass dieses Ur-Etwas immer vorhanden gewesen sein muss. Und wir dürfen sogar noch eine zweite Gewissheit, eine zweite Evidenz hinzufügen: Wie immer dieses Ur-Etwas beschaffen war, es musste von solcher Beschaffenheit sein, solche Eigenschaften haben, dass sich daraus der gesamte Weltprozess ergab, auch alle Entwicklungen auf unserer Erde und alle Selektionsvorgänge in Welt und (hypothetischer) Überwelt“ (S. 99).

Das ist freilich kein „Gottesbeweis“, weil der Charakter, das Profil dieser Grundwirklichkeit in dieser Bestimmung der Tiefendimension offen bleibt und dann, in einem zweiten Schritt, eine Sache des Glaubens ist, der rein erkenntnistheoretisch immer die Form von Hypothesen (Vermutungen) hat.

Die eigene religiöse Überzeugung Mynareks ist durch eine Art Pantheismus bestimmt: Pantheismus hier nicht als „höfliche Form des Atheismus“ (Arthur Schopenhauer), sondern als Pantheismus, bei dem der verborgene Daseinsgrund geistiger Art ist, und das heißt über Bewusstsein, Intelligenz, Wille und Ethik verfügt. Mynarek beruft sich hier besonders auf Giordano Bruno, Baruch Spinoza, Goethe und Einstein.

Mynarek „glaubt an eine Welt und Natur umspannende und durchdringende ‚immanent-transzendente Kraft‘. Mit ‚immanent-transzendent‘ meine ich, dass die-

se alles durchströmende, alles belebende Energie im Inneren jedes Seienden west und webt, ja das Ureigenste und Beste jedes Seienden ist, wiewohl sie durch ihre überragende Wertqualität und Seinsmacht wie etwas Fremdes und Transzendentes über alle Dinge hinausragt. Allerdings halte ich diese Kraft nicht für moralneutral, wie das Einstein getan hat“ (S. 47).

Dieser lehrreiche, bedeutsame Beitrag zum gegenwärtigen Atheismus-Diskurs bietet auch Bausteine für eine dringend nötige Beschäftigung mit dem Phänomen der „Areligiosität“, einer um sich greifenden Verslossenheit gegenüber dem Daseinsgeheimnis (etwa S. 62f. 171-174), die mit einem ehrlich suchenden Agnostizismus nichts zu tun hat.

Andreas Rössler

Forum-Schriften

Neues Forum-Heft: „Zugänge zur Wahrheitsfrage“

Im Dezember 2010 ist in der Reihe „Forum Freies Christentum“ das Heft Nr. 50 erschienen:

Werner Zager (Herausgeber): Zugänge zur Wahrheitsfrage – ein theologisch-philosophisches Gespräch. Für Andreas Rössler zum 70. Geburtstag.

60 Seiten.

6 Euro zuzüglich Versandkosten.

Inhalt:

Werner Zager: Vorwort (S. 1).

Wolfgang Pfüller: Die Wahrheitsansprüche der Religionen und die Wahrheit. Ein Beitrag zur interreligiösen Begegnung (S. 2-14).

Werner Zager: Geltungs- statt Wahrheitsansprüche der Religionen? Einige Gedanken zu Wolfgang Pfüller: „Die Wahrheitsansprüche der Religionen und die Wahrheit“ (S. 15-19).

Bernd Schmidt: Was ist Wahrheit? Philosophische Erwägungen zu Wissen und Glauben (S. 20-50).

Andreas Rössler: Die Wahrheitsfrage durchzieht das ganze Leben. Im Gespräch mit Wolfgang Pfüller, Bernd Schmidt und Werner Zager (S. 51-58).

Die vorigen Hefte

Forum Freies Christentum Heft 48 (Mai 2008).

Werner Zager / Andreas Rössler (Herausgeber): Jugendliche vor der religiösen Frage (mit Beiträgen von Helmut Langel, Jürgen Lott, Werner Martin, Dorothea Zager).

60 Seiten

6 Euro zuzüglich Versandkosten.

Forum Freies Christentum Heft 49 (Mai 2009).

Wolfgang Erich Müller: Wie lässt sich Moral begründen? Eine christliche Antwort auf das Nützlichkeitsdenken des Philosophen David Hume (1711-1776).

24 Seiten.

3, 50 Euro zuzüglich Versandkosten.

Zu beziehen bei der Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum..

Jahres-Register

Dieser Nummer liegt das von Wolfram Zoller zusammengestellte „Register des Jahrgangs 62/2010“ der Zeitschrift Freies Christentum bei.

Termine

Regionaltreffen 2010 in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils am Samstag, 15 bis 18 Uhr.

26. März. Professor Dr. Werner Zager: „Albert Schweitzer und die Musik“.

2. Juli.

12. November.

Jahrestagung 2011 des Bundes für Freies Christentum

Vom 7. bis 9. Oktober 2011 in der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt in Wittenberg.

Thema „Glaubwürdig von Gott reden. Im Gespräch mit Paul Tillich. Eine Tagung zu seinem 125. Geburtstag“.

(Erste Einzelheiten in dieser Nummer auf S. 22.)

Meditation und Übung für gute und für schwere Tage

In Anlehnung an Psalm 139 und Apostelgeschichte 17,27-28

Eingebettet bin ich
in die große Wirklichkeit,
die wir Gottes Wirklichkeit nennen.
Von allen Seiten umgibt sie mich
und trägt mich und hält mich,
allgegenwärtig, ewig, unendlich.

Kraft strömt mir zu,
Kraft aus ihrer Kraft,
und Licht und Lebendigkeit.

Nie fern bin ich ihr, nie getrennt.
Wenn ich tätig bin:
Es geschieht in ihr.
Wenn ich ruhe:
So ruhe ich in ihr.

Stets und überall:
In ihr daheim
in ihr geborgen.

Und wenn es ans Sterben geht, dereinst,
so sterbe ich
in ihr.

Jürgen Linnewedel

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).